

Sagen aus dem Berner Oberland

Autor(en): **H.E.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 5

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633231>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sagen aus dem Berner Oberland. Von Dr. H. E. B.

„In dunkler Vorzeit liegt ein Reich mit goldenen Pforten und wunderbaren Gärten, zauberhaften Hainen, raunenden Wäldern, belebten Grotten und Höhlen und einem Himmel, an welchem geipenstliche Heerzüge dahinziehen: Es ist das Reich der Sage.“

Die deutschen Romantiker haben uns zuerst dieses Wunderreich erschlossen. Die Märchen- und Sagensammlungen der Gebrüder Grimm, die auf Herders „Volkslieder“ und Brentanos und Arnim von Achims „Des Knaben Wunderhorn“ zurückweisen, sie sind wohl als die Grundmauern aufzufassen, auf denen das große Gebäude der Sagensammlungen ruht, das seither hunderte von fleißigen Männern aufgebaut haben.

Einen besonders schönen Erkerthurm hat H. Hartmann, der Direktor des Oberländischen Verkehrsbüros, an diesen Sagenschlössen aufgeführt mit seinen Oberländer Sagen. Wer die ersten bescheidenen Ausgaben der Becksteinschen und Grimmschen Sagensammlung mit dem Werke von Hartmann vergleicht, dem fällt sofort das eine ins Auge: Beim vorliegenden Buche handelt es sich nicht bloß um ein Sammelwerk schlechthin, sondern um ein Prachtwerk, das nur durch das Zusammenarbeiten von Sammler, Künstlern, Kunstanstalt und Protektoren entstehen konnte. (Die Sagensammlung bildet den ersten Teil des groß angelegten Werkes von H. Hartmann „Berner Oberland in Sage und Geschichte“. Sie ist illustriert nach Originalen von Paul Kammüller und Burkhard Mangold, Basel, C. Pellegrini, Adelsboden, F. Gysi, Interlaken u. a. m. Herausgegeben unter dem Protektorat und Beistand der Kurhausgesellschaft Interlaken, des Oberländischen Verkehrsvereins, der oberländischen Gemeinden, vieler Geschichtsfreunde u., im Verlag der Buch- und Kunstdruckerei Benteli A.-G., Rümlitz.)

Die Gebirgsländer sind der klassische Boden der Sage. Denn die Natur ist hier mehr als in den Tiefländern dem Menschen nahgerückt und aus der Natur heraus wächst, wie Hartmann dies eingehend und trefflich dargetut in seiner Einleitung, die Sage, deren Seele nichts anderes ist als „der Glaube des Menschen in seiner Kindheit“. In der Sage erhalten wir die Trümmer einer zum größten Teil überwundenen Weltanschauung. Das romanische und germanische Heidentum spricht aus ihr. Was anders als heidnischer Naturglaube steckt in den Sagen von Lindwurm und Drachen, den Riesen und Zwergen, dem wilden Heer, den Geistern, Feen, Hegen und „Strüdeln“.

Naturereignisse wie Gletscher- und Bergstürze, Lawinen- und Wildbachzerstörungen spiegeln sich wieder in den zahlreichen und weitverbreiteten Sagen vom Untergang des goldenen Zeitalters. Die berühmteste unter ihnen, die Sage von der Blümlisalp, enthält nach Ansicht der Gelehrten in ihrem Kern die Beachtung eizzeitlicher Vorgänge: wo einst schöne Alpen waren, liegen heute Schutt und Gletschereis.

Da der naiven Volksseele die Deutung der Vorgänge durch natürliche Ursachen ferne liegt, muß stets eine übernatürliche Kraft eingreifen. Der Fluch der Mutter ist gleichbedeutend wie Herausbeschwörung der göttlichen Rache. Im Nu zieht das Unwetter mit Blitz und Donnerkrachen herauf, die Erde bebt, der Gletscher verschüttet die Alp des frevelhaften Sohnes, der der eigenen Mutter saure Milch reicht, während er der Büßdirne zuliebe die Gottesgabe schändet, ihr den Weg mit fetten Käsen pflastert.

Andererseits will die poetische Gerechtigkeit, daß die Guten belohnt werden. Die frommen Leuten, die das Zwerglein trotz ihrer Armut und Enge beherbergen, bleiben verschont durch die Hilfe ihres Gastes, während die hartherzigen andern durch Sturm und Wasser ums Leben kommen.

Schwer ringt das Alpenvolk der trogigwilden Natur sein Dasein ab. Die Schrecknisse des Gebirges wie Fels- und

Lawinsturz und nächtliche Föhnstürme verkörperte es in Geister-Dämonen. Die Kunde von diesen Gefahren, die den Alpenbewohner beständig bedrohen, hielt ja die Menschen der Ebene bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts im Bann; man wagte es nicht, in dieses Land der Abgründe und Gletscherschlünde hinaufzusteigen. Wie schreckhaft noch lauteten die Berichte eines Benvenuto Cellini über das Reisen in dieser Gegend; ein Haller und ein Göthe mußten zuerst schreiben, bevor der Bann gebrochen und der Fremdenstrom zu fließen begann.



Der Zauberer und die Stollenwürmer.

Kein Wunder, daß die häufigste der Vorstellungen, die die dunkle Erinnerung an vorgeschichtliche Erdzustände in der Volksseele zurückgelassen, die Vorstellung von Drachen oder Lindwürmern und anderen Untieren, sich im Gebirge so lange erhielt. Die wilden Wasserfurchen, aus denen heraus kalte Windstöße steigen und das Wildwasser brüllt, die unheimlich dunklen und stillen Felsenseen sind wie geschaffen zum Aufenthalt solcher Ungeheuer. Die Erinnerung an Viehsuchen in Verbindung mit solchen Vorstellungen mag der nachfolgenden, dem Hartmann'schen Buche entnommenen Sage zu grunde liegen.

Der Stollenwurm.

Von Unterseen weg bis auf die Grimsel und bis gegen Gadmen hin und unter Leuten, die nichts voneinander wissen, nicht aber im Simmental, noch in Frutigen oder Saanen, auch nicht im Wallis, noch jenseits der südlichen Alpenkette, herrscht der beinahe einhellige Glaube, daß zuweilen nach einer schwülen Hitze und wenn das Wetter bald ändern will, sich eine Art von Schlangen mit ganz kurzen Füßen sehen lasse, die von den Landleuten ihrer kurzen Füße wegen Stollenwurm genannt werden. Es sollen sehr kurze und dicke Schlangen sein mit einem fast runden Kopf, ungefähr

wie derjenige einer Katze. Dieser Wurm richte, so lautet die Sage weiter, besonders unter dem Vieh großen Schaden an, indem er dasselbe erwürge und ihm das Blut aussauge. Die Menschen aber ließe er unbehelligt. Im Guttannertal, gegenüber dem kleinen Dörfchen im Boden ist jenseits der Aare ein Stück Land, der Tanzboden geheißten, auf welchem ein Gaden stand. Der obere Boden desselben war mit Heu gefüllt. In dieser Streue bemerkten die Eigentümer wiederholt ein niedergetretenes Lager, als ob ein größeres Tier sich dort gebettet hätte. Einmal als der Senn nachsehen wollte, fand er einen häßlichen Stollenwurm drin liegen, vor welchem er die Flucht ergriff. Das Tier soll noch in unseren Tagen in jenen Tälern gesehen worden sein.

Ein Hirt im Gadmental erzählt: Es gibt zweierlei Stollenwürmer, weiße mit Krönlein auf dem Haupt, und schwarze, die gemeiner und häufiger sind. Ein verwegener Mann, welcher sich auf Zauberei verstand, zog eines Tages, um seine Kunst zu zeigen, einen Kreis um sich und bannte darauf mit Pfeifen das Gewürm in solcher Menge herbei, daß es rings um den Kreis wimmelte. Doch er piffte trotzig fort und fort, bis ein paar Würmer aus der Ferne auf ihrem Rücken einen ganz besonders dicken und abscheulichen Stollenwurm daher gebracht, und alsobald ihn über den Kreis hinein gegen den Zauberer warfen, der laut ausrief: „Ich bin verloren!“ Im Augenblick war er von dem Ungeheuer zerrissen.

(König, „Reise in die Alpen“).

(Schluß folgt.)

Lawinentod.

Es gleißt der Berg im Firnenglanz.
Der Sonnstrahl fingert an den Gwächten.
Ein Riß, ein Sturz, ein Totentanz
Des Schnees hinab zu Abgrundsmächten.

Vier Männer schaffen im Wald ihr Brot.
Der wilden Laue weiße Welle
Reißt von des Steilhangs Felsenchwelle
Die Braven in den bitterm Tod.

Ein emsig Suchen voll Gefahr
Von starken treuen Kameraden.
Zu Dorfe kehrt die tapfre Schar
Wohl mit der Laue Raub beladen.

Ganz Kiental hallt' von Klagen laut.
Drei Witwen weinen und eine Braut.
Die bei der Arbeit waren Genossen —
Ein großes Grab hält sie umschlossen.

H. Brugger.

Noch ist es uns allen das schwere Lawineneinglück in schuldiger Erinnerung, das sich am Vormittag des 10. Januars im Burggraben bei Kiental ereignet und 4 junge blühende Leben gekostet hat.

Wir bringen unsern Lesern die Bilder der Verunglückten vor Augen. Es waren schlichte, bescheidene Männer: die Teilnahme an der Trauer der schwergeprüften Hinterlassenen ist allgemein. Nachstehend geben wir die Porträts der Verstorbenen (geordnet nach den Zahlen in den Bildern).

Wilhelm Ritter. 21 jährig; hatte letzten Sommer die Rekrutenschule als Trompeter absolviert. Ein tatenlustiger, arbeitssamer Jüngling, voll Freude und Lebenslust, in den Vereinen des Dorfes ein gern gesehenes Mitglied. „Ich möchte besonders betonen,“ so schreibt unser Gewährsmann, „daß Wilhelm Ritter deshalb die Sympathie aller Leute erwarb, weil er immer anständig auftrat; kein unanständiges Wort habe ich jemals von ihm gehört.“

Eugen Linder. 28 jährig, ein Mann der Arbeit, daneben still, seiner Familie lebend, für das Wohl seiner kränklichen Gattin und seines Kindes treu besorgt.

Ernst von Känel. 26 Jahre alt. Er war Schüler der landwirtschaftlichen Schule Rütli, und zwar einer der besten, so daß ihm eine Stelle auf dem Plantahofe angetragen wurde. Er schlug sie aus; ihn zog's nach den Bergen; im Sommer „führte“ er in Eggchwanden (Kiental, 1062 m ü. M.). Mit seiner ihm vor zwei Jahren angetrauten Gattin wohnte er im Winter im Scharnachtal, seinen Viehstand musterhaft besorgend.

Gottfried von Känel. 26 Jahre alt, ebenfalls verheiratet, Vater eines Kindes; ein arbeitssamer, zurückgezogener, bescheidener Mann. Mitglied des Männerchores Scharnachtal.

Heimaterde deckt alle vier; liebende Hände pflegen ihre Gräber. Sie ruhen wohl . . .

Anmerkung. Von Wilhelm Ritter war nur eine Küherphotographie und von Gottfr. v. Känel eine Militärphotographie erhältlich.

